Manchmal schon zweifelte der Arzt Oliver Henke, 41, am Sinn seiner Arbeit in Tansania. Aber nur kurz

# Helfer sein in Afrika – nicht so einfach

## Die hierarchische Gesellschaft in Tansania macht dem Krebsarzt ziemlich zu schaffen

Als einzelner Arzt kann man in Tansania mehr helfen als in Deutschland. Diesen Eindruck bekam ich, als ich als Student zwei Monate in dem ostafrikanischen Land arbeitete. Damals nahm ich mir vor: Ich komme zurück, wenn ich Facharzt bin.

Jetzt sind wir hier, für mindestens drei Jahre – ich als Onkologe, meine Frau Antje als Spezialistin für Public Health. Zusammen mit unseren drei Kindern. Wir werden bezahlt von der evangelischen „Mission EineWelt" in Bayern. Unsere Aufgabe: eine Krebsstation aufzubauen. Unser Traum ist wahr geworden.

Aber nach vier Monaten fielen wir zunächst in ein Loch. Wir hatten schon einiges auf die Beine gestellt: Meine Frau plante eine Kampagne, bei der alle zwei Monate an einem anderen Ort auf einer Art Volksfest über Krebs informiert wird, und ich hatte begonnen, Patienten mit Chemotherapien zu behandeln. Aber die Arbeitsabläufe hier machten mir zu schaffen. Ich dachte oft: Mensch, ihr könnt das doch viel effektiver machen! Warum muss ein Meeting drei Stunden dauern, wenn das Ergebnis minimal ist? In Deutschland ist das Arbeiten strukturiert und durchgetaktet, manchmal auch zu sehr. Jetzt war ich von einem Extrem ins andere geraten. Es muss doch etwas in der Mitte geben! Dass man sich nicht verausgabt, aber einen Sinn für Dringlichkeit bewahrt.

> *„Warum muss ein Meeting drei Stunden dauern, wenn das Ergebnis minimal ist?"*

In meinem eigenen kleinen Team gelingt uns das gut. Wir sind, außer mir, zwei einheimische Fachärzte und eine Assistenzärztin, alle im Ausland ausgebildet. Wir können gut priorisieren. Auf anderen Stationen des Krankenhauses ist das komplizierter. Da vergessen Schwestern schon mal, Patienten ein Antibiotikum zu verabreichen. Oder man stellt eine Chemo-Infusion, die nicht läuft, bis zum nächsten Tag einfach ab, anstatt es noch mal zu versuchen. Ich kann mich an lange Meetings gewöhnen, aber ich kann schwer akzeptieren, wenn beim Umgang mit Patienten geschludert wird oder dringende Behandlungen auf später verschoben werden.

Einmal kam ein junger Mann in die Klinik, bei dem ich Leukämie feststellte. Er musste sofort zur Weiterbehandlung in die größte Stadt Tansanias. Ich organisierte alles und bat die Kollegen, ihn in den Bus zu setzen, weil ich für ein paar Tage auf eine Kirchenkonferenz fuhr. Als ich zurückkam, war er gestorben. Er hatte seine Rechnung nicht sofort bezahlen können, also dachten die Kollegen, dass er noch warten müsse.

In solchen Momenten hadere ich auch mit dem Glauben. Viele Tansanier feiern zwei Stunden im Gottesdienst – aber Glaube zeigt sich doch auch über das, was man tut! Andererseits werde ich auch positiv überrascht. Wenn wir Ärzte durch einen Notfall gebunden sind, stellen sich die Schwestern ins volle Wartezimmer und machen Gesundheitserziehung, sie informieren die Patienten über Krebssymptome oder wie man mit den Chemo-Nebenwirkungen klarkommt.

Bei unerwarteten Ereignissen herrscht oft große Hilflosigkeit, und junge Kollegen stellen mir hanebüchene Fragen. Ich frage sie dann, wie sie vorgehen würden. Und meistens können sie alles! Wenn ich sie anleite, kommen sie auf die Lösung. Aber sie schaffen den Sprung nicht, ihr Wissen anzuwenden und sich selbst Antworten zu geben.

Wahrscheinlich ist der Grund ihre Erziehung. In der Schule hört man dem Lehrer zu und widerspricht nicht, Kreativität wird nicht gefördert. Die Vermittlung des Wissens ist kein Problem, aber die Umsetzung. Schlimm finde ich das Zeigen auf andere, wenn Fehler passieren. Ich habe noch nie gehört, dass jemand sagt: Das war ich. Für eine Fehlerkultur braucht man Selbstbewusstsein, und daran mangelt es in einer hierarchischen Gesellschaft.

Einmal warf ich einem Freund den ganzen Frust vor die Füße. Er sagte: Ihr habt doch trotzdem alles geschafft, was von euch erwartet wurde und sogar noch mehr! Mein Freund hat recht. Wenn man von außen draufguckt, haben wir in den bisher rund anderthalb Jahren viel erreicht. Wir haben Hunderte Patienten behandelt; dank der Kampagne meiner Frau werden Krebserkrankungen früher erkannt, statt dass die Leute erst in die Klinik kommen, wenn man den Krebs nicht mehr heilen kann; und mein Einfluss auf die jungen einheimischen Kollegen ist groß. Ich bin überzeugt, dass davon etwas bleibt.

*Protokoll: Michael Güthlein*